

Wohnmodelle : vom Reihenhaushaus zur Wohnfabrik

Autor(en): **Meyrat-Schlee, Ellen**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **5 (1992)**

Heft [1]: **Wohnland Schweiz : Programmheft zur Wohnwoche des Schweizer Radios DRS vom 15.-22- März 1992**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-119597>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Reihenhause Woh

Wie etliche Innovationen entstehen auch neue Wohnmodelle aus einer Notlage und aus einem Unbehagen, in diesem Fall aus einem Unbehagen mit der Wohnsituation. Glückliche Bewohner erfinden keine Wohnmodelle. Eine Bilanz über fünfundzwanzig Jahre Wohnen.

Wohnmodelle sind kollektive Antworten auf fehlende Angebote auf dem Wohnungsmarkt und auf Defizite im sozialen Bereich. Die neuen Wohnmodelle haben Namen: Selbsthilfeprojekt, Wohnbauexperiment für Frauen, Gruppenwohnprojekt, ökologische Wohngruppe, Haus für jung und alt, integriertes Wohnen, kommunikatives Wohnen, experimenteller Mietwohnungsbau für eine neue Bewohnergemeinschaft, Beteiligungsmodell von Wohnungsnutzern. Kurz, es sind «Wohnprojekte mit dem Anspruch, alternative Wohnformen zu finden» (so der Untertitel eines Sammelbandes über Wohnprojekte in der BRD). Alternative Wohnformen zu was? Zur Einheitswohnung für die Standardfamilie? Zum isolierten Einfamilienhaus? Oder schlicht, um nicht auf der Strasse wohnen zu müssen?

Gemeinsam ist den Wohnmodellen, dass sie sich zwar mit Wohnen befassen, aber etwas anderes meinen: Leben. Wohnen heisst nicht mehr: Individuelles und anonymes Nutzen und Konsumieren einer Wohnung vor und nach der Arbeit, Wohnen wird zu dem Lebensbereich schlechthin. Schlafen, Essen, Arbeiten, soziale Kontakte pflegen, Kulturarbeit leisten, Kinder gemeinsam aufziehen, alles unter einem grossen Dach, alles gemeinsam in einer mehr oder weniger lockeren Gruppe, das ist alternatives Wohnen. Hinter den neuen Wohnmodellen stehen also neue Lebensmodelle.

Nun fallen neue, alternative Lebensmodelle nicht plötzlich eines Tages vom Himmel, vielmehr sind sie Folge und Ausdruck gesellschaftlicher Veränderungen und gewandelter Wertvorstellungen. «Zerschlagt die Kleinfamilie!» schrieben die 68er Kommunisten an die Wände und schockten damit ihre verschreckten Mitbürger. Vernehmlich probten sie als erste neue Lebens- und Wohnformen, dabei ging es ihnen weniger ums «Wohnen», sondern mehr um die Manifestation neuer Lebensformen.

Als Kommunen in der Stadt (damals gab es noch grosse billige Altwohnungen) und in Produktionskommunen auf dem Land (Aufhebung

von Kopf- und Handarbeit, keine Trennung von Arbeiten und Wohnen) führten sie dem erstaunten Publikum vor, wie Leben und Wohnen auch aussehen könnten, fernab von Produktionszwängen, Ordnung, starrem Tagesablauf, geheiligter Privatsphäre und geregelten Eigentums- und Familienverhältnissen. Im Zuge einer allgemeinen Aufbruchsstimmung entstanden damals auch bei uns Wohngemeinschaften in alten Bauernhäusern und in weniger komfortablen, daher billigen Wohnungen in den Städten. Wohngemeinschaften von Studentinnen und Studenten, jungen Intellektuellen und Künstlern, meist auf Zeit und im Bewusstsein, Trendsetter einer neuen, besseren Gesellschaft zu sein. Von «Wohnmodellen» sprach noch niemand, aber jeder und jede, die etwas auf sich hielten, mussten einmal in einer WeGe gelebt haben, bevor sie die Schritte (zurück) ins bürgerliche Leben wagten.

Wohnmodell Gruppensiedlung

Billige Altwohnungen gibt es schon längst nicht mehr und die Bauernhäuser sind heute zu schmucken Einfamilienhäusern umgebaut, Wohngemeinschaften jeglicher Art gibt es allenthalben, keine Spur von Verruchtem und Verbotenem haftet ihnen an, sie sind sogar statistikfähig geworden. Etwas aber ist hängen geblieben, zumindest in den Köpfen einiger: Der Wunsch nach einem anderen Leben (und Wohnen), jenseits vom Kleinstverband in der Blockwohnung oder im Einfamilienhaus. Die Kommunisten also als die Urväter und -mütter der neuen Wohnmodelle? Nicht nur, aber auch. Denn mit ihrer Abkehr vom Herkömmlichen deckten sie ein latentes Unbehagen auf, das viele teilten, aber nicht artikulieren wollten oder konnten: Vereinsamung, Anonymisierung, fehlende soziale Kontakte, gesellschaftliche Zwänge, Entfremdung... Sichtbarer Ausdruck davon war unter anderem der Massenwohnungsbau als Käfighaltung, genormt und reglementiert, das Pendant zur ebenso genormten Arbeitswelt. Was lag näher, als Lösungen für unbefriedigende Lebensverhältnisse im Wohnbereich zu suchen? Interessanterweise begann die Suche nach neuen Lösungen aber nicht bei den am meisten Betroffenen – den Bewohnern der Wohnsilos – sondern bei denen, die es sich leisten konnten, den Angehörigen des intellektuellen Mittelstandes. Sie brachten

die Voraussetzungen mit, die nötig waren, neue Wohnmodelle zu erfinden und zu realisieren: ein bisschen Geld, Wissen, Unabhängigkeit und einen entsprechenden Leidensdruck. Zwar lösten sie damit zuerst einmal ihre Probleme, sie lösten sie aber nicht mehr individuell, sondern gemeinsam. Und das war neu.

Damit begann in den siebziger Jahren bei uns die Wiederentdeckung des guten alten Reihenhauses. «Verdichtete Gruppensiedlungen» hiess das und wurde begeistert gepriesen als Alternative zum verachteten (und teuren) Einfamilienhaus, beziehungsweise zum beengten Wohnen im Mietblock. Junge, fortschrittliche Familien taten sich zusammen und suchten einen jungen, fortschrittlichen Architekten, oder umgekehrt, die jungen Architekten suchten für ihre Wohn- und Lebensvorstellungen Gleichgesinnte, die ebenfalls viel Gemeinschaft, ein bisschen Unordnung, wenig Luxus und dafür Platz, viel Platz wünschten. Anbieter und Nachfrager fanden sich; in der Regel jüngere mittelständische Paare mit Kind oder auch ohne, in sozialen und intellektuellen Berufen tätig, mit begrenztem Budget und dem erklärten Ziel, die Isolation der Kleinfamilie zu durchbrechen. Obwohl das Budget dieser Leute nicht üppig war, für einen mehr oder weniger bescheidenen Neubau reichte es. Dass dieser dann ausserhalb der Städte und entfernt von den Arbeitsplätzen im Grünen stattfand, war einerseits gewollt – Autobenutzung galt damals noch nicht als verwerflich – andererseits war erschwingliches Bauland nur dort zu haben. Die Pioniere dieser Gruppensiedlungen waren zwar in irgendeiner Form Eigentümer ihrer Wohnungen und Häuser, nur war das nicht oberstes Ziel, sondern eine notwendige und, wie sich später zeigte, erfreuliche Begleiterscheinung. Leitende Idee war: Gemeinsam wird es billiger und besser. Gemeinsam planen, bauen und wohnen hiess das Produkt der vereinten Anstrengungen, die Handlungsmaximen lauteten: selbst Handanlegen, Konflikte austragen statt Abschottung, Selbstverwirklichung im und durch das Wohnen. Die schwierige Gratwanderung zwischen Gruppenzwang (Gemeinschaft) und Isolation (Privatheit) wurde thematisiert und zelebriert.

Für eine Bewohnergruppe, die im herkömmlichen Wohnungsbau meist übergangen oder knapp geduldet wird, ist diese Wohnform fast

Wohnmodelle zur Wohnfabrik

ideal: die Kinder. Die Kinder und die Frauen. Keine Gartenzäune, kein gepflegter Rasen, gemeinsame Mittagstische und Kinderhütchen, gemeinsame Mittagsessen und selbstverständlich Nachbarschaftshilfe – eine ausgesprochen familienfreundliche Wohnform. (An Altersmischung dachte damals niemand, Singles gab es weniger und wenn, dann zogen sie das Stadtleben vor.) Was ist daran so modellhaft?

Unübersehbar anders

Modellhaft ist, dass und wie ein schmales Segment der Bevölkerung auf Defizite im sozialen Bereich und im Wohnungsangebot reagierte. Soziale und sozialpsychologische Ziele standen im Vordergrund, ökonomische Vorteile waren wichtig, aber nicht ausschlaggebend. Anonymität, Isolation, Prestigedenken, geringer räumlicher und Handlungsspielraum als Mieter, begrenzte finanzielle Mittel – dem wurde Neues und anderes gegenübergestellt. Einfach, schlicht und gemeinschaftsorientiert hiess die Losung, was hervorragende architektonische Leistungen nicht ausschloss, sondern geradezu produzierte. Modellhaft und innovativ waren diese ersten Gruppensiedlungen auch deshalb, weil die Beteiligten ganz bewusst Neuland betreten und Vorstellungen verwirklichten, von denen einige träumten und die andere kopfschüttelnd belächelten. Weil diese Siedlungen meist in kleineren, ländlichen Gemeinden entstanden, hoben sie sich deutlich von der näheren Umgebung ab, sowohl durch den architektonischen Ausdruck ihrer Häuser – kahl, einfach, dicht – als auch durch den Lebensstil ihrer Bewohner, der stadtorientiert blieb: unübersehbar anders.

Halten wir fest: Die Gruppensiedlungen der siebziger Jahre waren eine Lösung der Wohnungsfrage für den progressiv-intellektuellen Mittelstand. Er übernahm Wegbereiterfunktion für zahlreiche ähnliche Siedlungen – und ebnete das Terrain für spätere, neue Wohnmodelle. Es gäbe sie nicht, ohne diese Pioniere. In den achtziger Jahren trat verschärft ein altes Problem in den Vordergrund: Bauen wurde teurer. So teuer, dass an einfach neu bauen nicht mehr zu denken war, auch nicht für den interessierten Mittelstand. Er sann nach neuen Lösungen. Es gab drei: noch billiger, noch einfacher neu bauen, aber das hat seine Grenzen; Mieter bleiben und sich irgendwie selbst helfen

beziehungsweise sich helfen lassen; oder Altes neu nutzen. Die neuen, ebenfalls mittelständischen Pioniere eroberten alte Gebäude, meist leerstehende Fabrikgebäude an wenig attraktiven Standorten ausserhalb der eigentlichen Wohngebiete, und bauten sie um zu Wohnraum. Je nach Klientel geschah das mehr oder weniger anspruchsvoll, was den Ausbaustandard betraf, immer aber geschah es gemeinsam als Gruppe. Genossenschaften, Stockwerkeigentümer-, Miteigentümergeinschaften wurden gegründet, Zwischenformen also zwischen Miete und Eigentum, Organisationsmodelle entwickelt für Nutzung und Zusammenleben, denn in der Regel wurde und wird hier nicht nur gewohnt, sondern auch gearbeitet. Neu war und ist bei diesen Umnutzungen nicht so sehr der Anspruch auf neue Wohnformen, modellhaft ist die Art, wie Wohn-, Lebens- und Arbeitsraum beschafft, gesichert und verwaltet wird: in kollektiver Selbsthilfe. Und was geschah weiter? Nichts grundsätzlichen Neues. Die Ziele blieben immer noch dieselben: gemeinschaftlich(er) wohnen, kostengünstig und – das war neu – umweltgerecht. Nur sickerten diese Ideale allmählich in breitere Schichten und blieben nicht mehr dem progressiven Mittelstand vorbehalten.

Modelle auch für Mieter

Man besann sich nämlich auf die weitaus grösste Bewohnergruppe, die Mieter, und schuf in Abwandlung der Pioniersiedlungen Modelle, die den armen Mieterinnen und Mietern auch etwas mehr Selbstbestimmung und Handlungsspielräume beim Wohnen einräumten. Mieterpartizipation nennt sich das. Dafür wären nur bedingt neue Bauformen nötig, sondern vor allem neue Organisationsformen und der Goodwill der Vermieter. Die ganz Verwegenen unter ihnen lancierten «Selbstverwaltung» für die Mieterschaft, liessen zu diesem Zweck Bewohner- oder Mietervereine gründen und freuten sich, wenn diese dann den Kinderspielfeld und das Biotop in der Freizeit selber bauten. Das ist gemeinschaftsfördernd und hat durchaus Modellcharakter – besonders deshalb, weil es leider noch immer nicht sehr verbreitet ist.

Die konsequente Weiterentwicklung neuer Wohnmodelle für Mieter sind Projekte, die durch caritativ-altruistische Bauträger initi-

iert wurden unter der Bezeichnung «integratives Wohnen» und «Hausgemeinschaften». So heissen die Wohnformen, welche unterschiedlichste Bewohnergruppen – alte und junge, Paare und Alleinerziehende, Behinderte und Unversehrte – in einer neuen Überbauung vereinen. Im Gegensatz zu den Gruppensiedlungen entstehen diese Siedlungen im Stadtgebiet und sind architektonisch so konzipiert, dass sie den unterschiedlichsten Raum- und Nutzungsbedürfnissen entgegenkommen: flexibel und variabel in den Grundrissen, ökonomisch vertretbar und städtebaulich überzeugend. Mietermitbestimmung ist hier selbstverständlich, Mieterselbstausbau in einzelnen Fällen möglich. Bauliche und organisatorische Antworten also, auf aktuelle soziale und wirtschaftliche Missstände.

Trotzdem: Es bleiben Modelle. Nachahmenswerte und dringend notwendige. Denn weder auf dem Wohnungsmarkt noch im sozialen Bereich dürfte sich die Lage in naher Zukunft grundsätzlich verbessern. Neue Nachbarschaften, neue (Bau-)Trägerformen, neue Finanzierungsmuster, neue Rechtsformen für Wohnraumnutzer – die Modelle liegen vor. Was fehlt, ist ihre Verbreitung. ■

Ellen Meyrat-Schlee ist Soziologin. Sie befasst sich seit langem mit Wohnproblemen, zu denen sie häufig in Fachzeitschriften publiziert. Sie ist Teilhaberin im Architektur- und Planungsbüro Z in Zürich.